

# Richmonder Anzeiger.

Redigirt und herausgegeben von B. Saffel, No. 198 Main Str., zwischen der 9ten und 10ten StraÙe.

2. Jahrgang.

Richmond, Va., Sonnabend, den 2. Juni 1855.

No. 1.

The German "RICHMOND ADVERTISER",  
B. HASSEL, Editor and Proprietor,  
Is published every Saturday, at \$3 per Annum,  
payable in advance. Terms for Advertisements  
reasonable.  
OFFICE: 198 MAIN STREET.

**Bedingung.**  
Der „Richmonder Anzeiger“ erscheint jeden Samstag und wird den res. Abonnenten ins Haus gebracht. Der halbjährliche Abonnements-Preis beträgt \$1.50, welcher nach Empfang des ersten Nummer entrichtet werden muß. — Auswärtige Abonnenten belieben den Betrag an den Herausgeber (Letter Box 075) gefälligst einzusenden. — Briefe und Mittheilungen werden franco erbeten. — Anzeigen und Bekanntmachungen aller Art werden unter folgenden Bedingungen aufgenommen: Einmalige Einrückung eines Squares (10 Zeilen oder weniger bilden einen Square) 50 Cts., zweimalige Einrückung 75 Cts., und für jedes weitere Mal 25 Cts.; für einen Monat \$1.00, für zwei Monate \$1.75, für drei Monate \$3.00, für sechs Monate \$4.00. Größere Anzeigen werden verhältnismäßig berechnet und finden hierbei die res. Abonnenten besondere Berücksichtigung. — Anzeigen können bis um 7 Uhr des vorhergehenden Tages, an dem die Zeitung erscheint, eingelaufen werden.

**Im Dachstübchen.**

Hat auch kein glänzendes Gemach  
Das Schicksal mir beschieden,  
Bin mit den Süßchen unter'm Dach  
Ich könnlich zufriednen.

Wenn auch nicht prächt'ge Mauerlein  
Verhüllt seine Wände,  
Perlagelst sie doch Sonnenschein  
Von früh bis Tagesende.

Entbehr' ich auch oft Mondenlang  
Besuch von fremden Leuten —  
Streu ich Korn auf die Fensterbank,  
Da kommen die Gäste von Weiten.

So lech' ich still, nie fällt mir ein,  
Dinas' auf die Straße zu sehen,  
Doch lieg' ich gern im Fensterlein,  
Wo die Dächer zusammengehen.

Dem meine schöne Nachbarin  
Kömmt oft ihre Blumen besichtigen —  
Da kann ich sie halb herüberziehn  
Und aus dem Fenster küssen.

**Eine Nacht in den Sümpfen,  
oder ein Abenteuer in Peru.**

Von H. Hoffmann.

Ziemlich raschem Trab ritt ich etwa eine Stunde.  
Ich aber stieg mein Maulthier vor einer kleinen  
grünen Wiese, und wollte nicht weiter, absolut.  
Ich trieb es mit der Stimme an, gab ihm Sporen  
Peitsche zu fassen, schlug es zwischen die Ohren —  
er stand, streckte die Vorderbeine vor, ging nicht  
vom Fleck und schob unwillig mit den Nästern.

Das Ding kam mir verdächtig vor. Hatte schon von  
Sümpfen und Moorgründen erzählen hören, die in  
einigen Landstrichen Peru's nichts Seltenes seien, und  
kam auf den Gedanken, es müsse diese ansehnliche  
Wiese wohl solch ein Sumpf sein. Die grüne Decke  
machte mich aber wieder irre; konnte mir nicht denken,  
daß eine so üppige Vegetation aus schlammigem Moor-  
grund aufsprossen könne; stieg aber ab und untersuchte  
den Boden. Ein Paar Schritte ging ich darauf entlang  
— dann aber spürte ich ein merkliches Schwanken, und  
nun erkannte ich sehr geschwind, wie klug mein braves  
Maulthier gewesen war. Hirtig sprang ich zurück, setzte  
mich wieder auf und ritt in veränderter Richtung wei-  
ter. Nach kaum hundert Schritten dieselbe Erscheinung.  
Das Maulthier stand und ging nicht vorwärts, durch-  
aus nicht. Ich schlug wieder eine andere Richtung ein  
— abermals ein Auf und das Thier stand. Allgemach  
merkte ich, daß ich in ein Labyrinth von Sümpfen hin-  
eingerahten war, und daß es mir Mühe kosten würde,  
wieder herauszukommen. War das kein Spaß! Wußte,  
daß schon mancher unglückliche Bursch in diesen ver-  
wünschten Sümpfen untergegangen war, und fing an,  
ganz ernstlich besorgt zu werden. Hin und her trabte ich,  
suchte den Weg wieder zu finden, auf dem ich in dies  
Labyrinth hineingekommen war, konnte ihn aber durch-  
aus nicht entdecken. Hufspuren von meinem Maulthier  
in Menge — aber welches waren die rechten? Befand  
mich wirklich in höchst fataler, unangenehmer Verlegen-  
heit. Suchte und suchte immer von Neuem, trieb mein  
Thier hierhin, dorthin — kam aber nicht heraus, durch-  
aus nicht — nur immer tiefer hinein.

Wäre nun das Allergeschwefelste gewesen, ich hätte  
meinem braven Maulthiere die Zügel um den Hals ge-  
legt, und hätte es ferner fast unzulässig: Instenke  
überlassen, den Ausweg aus diesem Labyrinth zu fin-  
den — zweifle gar nicht daran, daß wir wirklich her-  
ausgekommen wären — aber fiel mir dies Rettungs-  
mittel nicht ein, meinte, ich sei jedenfalls klüger als das  
Thier. Trieb es daher rastlos von einem Fleck zum an-  
dern, meinte immer, ich hätte nun einen festen Pfad  
entdeckt, und verwirrte mich nur immer mehr. Auf ein-  
mal saß ich fest. Mein Thier stand wie eingewurzelt —  
wollte nicht vorwärts, nicht rückwärts — drehte sich im-  
mer im Kreise herum, schnob, zitterte am ganzen Leibe,  
schüttelte den Kopf und ging nicht von der Stelle. —  
Ziemlich rathlos blickte ich umher, ließ ein Paar Augen-

blicke sporn und Peitsche ruhen, und suchte mich zu  
sammeln, um einen ruhigen, verständigen Entschluß zu  
fassen. Sehe hierhin, dorthin, und bemerke endlich einen  
Baumstamm, halb versunken im Moor, der mir eine  
prächtige Brücke zu bieten scheint. Lager jenseits desel-  
ben noch einige andere Stämme, und meinte ich, es  
könne wohl gelingen, mit Hilfe derselben aus meiner  
ganz fatalen Lage herauszukommen. Irgend etwas  
mußte ja auf jeden Fall gewagt werden. Der nächste  
Stamm lag kaum zehn Fuß von mir entfernt — wenn  
mein Thier einen klüglichen Anlauf nahm, so konnte es  
ihn mit einem Sprunge erreichen. Ich schüttelte die  
Zügel, schrie dem Thier zu, rannte ihm zornig die Spo-  
ren in die Weichen, schlug es mit der Peitsche wie toll  
um die Ohren. Das arme, gequälte Geschöpf geriet  
völlig außer sich, bäumte in die Höhe, schlug mit den  
Vorder- und Hinterbeinen aus — gehorchte aber end-  
lich, gehorchte und war mit einem ungeheuren Satz auf  
dem Baumstamme drüber. Nun ist's gut, dachte ich —  
einmal hier, werden wir auch weiter kommen.

Kaum gedacht, sah ich aber auch, was für einen jäm-  
merlich dummen Streich ich bei meiner vermeinten gro-  
ßen Klugheit begangen hatte. Der Baumstamm, kaum  
nachdem ihn die Hufe meines Thieres berührt hatten,  
bewegte sich, wälzte sich schwerfällig auf die Seite, und  
mit wahrem Todeserschrecken sah ich, daß er träge über  
den Moorgrund hinweg kroch und gleich darauf im  
Schlamme verschwand. Das, was ich für einen Baum-  
stamm gehalten hatte, war nur ein alter Caiman, der  
nicht die mindeste Lust zu haben schien, mir in dem  
Moore zur Stütze zu dienen. Die Füße meines Maul-  
thieres glitten von ihm an, und es versank augenbli-  
cklich bis an den Bauch in den zähen, schwarzen, schlam-  
migen Grund. Da war es geschehen! Drinn steckten  
wir im Sumpfe, aber wie wir ohne Hilfe von Außen  
herauskommen sollten, das war eine Frage, auf die ich  
keine Antwort zu finden wußte.

Nachdem ich mich von meiner ersten Bestürzung, die  
mich fast besinnungslos machte, erholt hatte, suchte ich  
nach Mitteln zu meiner Rettung. Aber ich entdeckte  
keins — auch nicht ein einziges. Ich versuchte zwar die  
festere Stelle, von der wir in den Sümpfen gesprungen  
waren, wieder zu erreichen, indem ich über den Rücken  
meines Thieres hinweg kletterte und mit den Füßen die  
Festigkeit des Grundes prüfte — aber ich gab diesen  
Gedanken sofort wieder auf, denn der Boden war so  
weich, daß ich gleich beim ersten Versuche bis über die  
Kniee hineinsank, und große Mühe hatte, nur wieder  
in den Sattel zurückzukommen. Mitternachts war es  
schon, ich meinte wieder ein und saß da ziemlich lange  
trifflös und wie betäubt.

Mein braves Maulthier benahm sich übrigens ganz  
bewunderungswürdig. Als ob es die Gefahr, in welcher  
wir beide schwebten, aufs Haar ermessen könne, verhielt  
es sich ganz ruhig und rührte kein Glied. Ganz genau  
schien es zu wissen, daß jeder Versuch, uns aus dem  
Sumpfe heraus zu arbeiten, uns nur tiefer hinein ver-  
sensen würde, und wartete daher geduldig die Folgen  
meines unsinnigen Drängens und Treibens ab, das  
ganz allein uns in die gefährliche Lage versetzt hatte,  
aus der ich nun bei aller meiner Weisheit keinen Aus-  
weg zu finden wußte. Von Zeit zu Zeit drehte das  
kluge, gute Geschöpf den Kopf nach mir um und blickte  
mich traurig an, als ob es mir Vorwürfe machen, und  
fragen wolte, ob ich noch immer keine Hilfe ausfindig  
gemacht habe? Wahrlich, das arme Thier sammerte  
mich, und ich hätte viel darum gegeben, es zu retten.  
Drüber am fernen Ufer, wenn ich den Saum des  
Moors so nennen darf, stand mein treuer Hektor, tief  
ängstlich auf und ab, versuchte es mehrmals, zu mir zu  
kommen, schreckte aber immer zurück, sobald seine Vor-  
derbeine in dem Schlamme versanken, und stieß dann  
ein klägliches, jammervolles Geheul aus, das wirklich  
herzerweichend anzuhören war.

Meine Lage war in der That nicht beneidenswert.  
Mit erstarrendem Schrecken bemerkte ich, daß mein Maul-  
thier allmählich tiefer und tiefer in den Moorgrund ver-  
sank, daß der schwarze, zähe, ekelhafte Schlamm Zoll  
um Zoll an seinen Seiten höher und höher stieg, daß  
er mir schon bis nahe an das Knie reichte, und bald —  
bald über dem Rücken des armen Geschöpfes zusammen-  
schlagen mußte. Ich konnte ungefähr berechnen, daß der  
Schlamm in jeder Viertelstunde einen Zoll stieg. Jetzt  
zeigten die Weiser meiner Uhr auf die vierte Nachmit-  
tagsstunde, und der Rücken des Maulthiers ragte noch  
etwa zwölf Zoll über den Schlamm — nach meiner  
Berechnung also mußte um sieben Uhr Abends das  
Thier bis an den Hals, und ich selbst bis an die Hüften  
im Schlamm stecken, um Mitternacht mußte er bis un-  
ter meine Achselgruben gesunken sein, und wenige Stun-  
den später hauchte ich meinen letzten Athem aus — vor-  
ausgesetzt, daß Niemand zu Hilfe kam, oder daß das  
Sinken nicht schnellere Fortschritte machte, je tiefer ich  
in den Schlamm hinein versenkt ward.

Eine fürchterliche Berechnung — eine traurige An-  
sicht! (Schluß folgt.)

(Correspondenz des Anzeigers des Westens.)  
**Die Belagerung von Sebastopol.**

Paris, 4. Mai 1855.  
Der Krieg. Die Kanonen der Franzosen und  
Engländer vor Sebastopol schweigen seit dem 28. April;  
weder die russischen Batterien, noch die Festungswerke,  
noch die Stadt haben irgend einen bedeutenden Schaden  
erlitten; 50,000 Russen sind an Verstärkungen zu der  
Entsatzarmee Oden-Sadens und Aprandi's gesto-  
ßen; die Generale Canrobert und Naglan haben den  
Erfolg einer Belagerung Sebastopols von der Südseite  
als verloren betrachtet und davon ihrer Regierung Be-  
richt erstattet.

Das ist in seinen Hauptzügen die Lage der Dinge  
von Sebastopol, und selbst die offiziellen und halb-offi-  
ziellen Organe der westmächtlichen Regierungen sind  
gezwungen, diese Thatsachen anzuerkennen.  
In Folge der vollständigen Einstellung des Feuers  
der Allirten richtete General Canrobert einen Brief an  
Louis Napoleon, aus welchem ich folgende Stelle hier  
anführe:

„Ich habe versprochen, Ihre das Bombardement  
durch fünfzehn Tage ununterbrochen zu unterhalten.  
Ich habe Wort gehalten und meine Aufgabe ist voll-  
endet. Wir haben der Festung keinen Schaden zufügen  
können, und wir sind nicht in der Lage, einen Sturm  
zu unternehmen. Es bleibt uns nichts übrig, als unsere  
Truppen in guter Ordnung zu erhalten. Unsere Kano-  
nen sind durch das Feuer abgenutzt und dienstunfähig  
geworden; wir dürfen sie, wie altes Eisen, dem Feinde  
überlassen.  
„Wir erwarten, Ihre die Befehle, um die Belagerung  
mit dem Feldzuge zu vertauschen und die Feinde in offe-  
ner Schlacht zu schlagen. Der Operationsplan und die  
Liste der unumgänglich nöthigen Verstärkungen unter-  
breitet, Ihre, Ihrer Einsicht der Kriegsrath der verei-  
nigten Armeen“ . . . .

Ein ähnlicher Brief Lord Naglans, aber mit allen  
düsteren Details, kam dem englischen Kriegsminister zu.  
Lord Naglan giebt auch den Feldzugsplan in der Krimm  
als im Vornhinein für verloren aus. Er schildert das  
Bombardement Sebastopols als ein „unnützes Kinder-  
spiel“, geeignet, den „Spott der Feinde“ zu erwecken.  
Die französische Armee habe ungeheure Verluste erlitten  
und ihre Verstärkungen seien in dem elendesten Zu-  
stande. Es würden Wochen der härtesten Arbeiten nöthig  
sein, um die zerstörten Verschanzungen wieder in  
den Stand zu setzen, wie sie vor Eröffnung des Bom-  
bardements gewesen.  
Alle Munition sei erschöpft, sämt der englische Ge-  
neral fort, die meisten Geschütze unbrauchbar geworden,  
zahlreiche Kanonen vom Feinde demoliert worden, und  
was das Schlimmste: der Ausbruch von Fieber und  
Cholera habe neuen Schrecken in die ohnehin entmu-  
thigten Soldaten geworfen.

Lord Naglan giebt zum Schluß seines Briefes „Al-  
les verloren“ und verlangt seine Abberufung, wenn die  
englische Regierung ihm eine Schuld des Mißlingens  
der Unternehmung beizumessen geneigt ist.  
Ihr Correspondent ist in der Lage, den Inhalt der  
Briefe beider Generale verbürgen zu können.  
Übrigens stimmen damit nicht nur die brieflichen  
Nachrichten aus der Krimm, sondern wie schon erwähnt,  
selbst die gouvernementalen Journale der Westmächte  
überein.

Die bonapartistische Presse ist zwar etwas rückhalt-  
voller, was im Grunde begreiflich ist. Desto ungebun-  
dener sind die englischen Organe der Regierung, seitdem  
der Bruch der Wiener Conferenzen die Kabinette wieder  
zwingt, den Kriege mehr Spielraum zu lassen.

So gesteht die Morning Post, das Organ Lord Pal-  
merstons, daß das Bombardement gegen Sebastopol  
aufgehört habe und nichts hoffen lasse, daß ein Sturm  
unternommen werden könne. Eine Festung wie Seba-  
stopol, mit so überwiegenden Mitteln, kann nur mit den  
außerordentlichsten Kräften erobert werden. Es sei ganz  
klar, daß die Operationen mit einer weit größeren Ent-  
faltung der Kräfte geführt werden müßten als das bis-  
her der Fall war.

Die Frage sei heute entschieden, fährt das ministerielle  
englische Organ fort, daß Sebastopol von der Südseite  
nicht genommen werden kann. Es sei nicht einzusehen,  
wie Sebastopol genommen werden wil, während die  
Nordseite offen ist und Soldaten, Geschütze, Munition,  
Lebensmittel u. s. w. ohne Hindernisse eingelassen wer-  
den können.

Es sei demnach notwendig, daß die allirten Regie-  
rungen Maßregeln ergreifen, welche mit ihrer nationa-  
len Stellung übereinstimmen. Sie müssen eine hinsäng-  
liche Waffenmacht in der Krimm landen lassen, um die  
russische Armee zu schlagen und dann die Belagerung  
vollendet zu können. Das Übrige wäre dann eine Frage  
der Zeit.

Die französische Presse spricht sich in derselben Weise  
nur in einer anderen Form aus. Der „Empereur“ sei  
vom Anfange an für den Feldzugsplan in der Krimm  
gewesen, und daß die Jahreszeit jetzt erlaube, diesem  
Pläne Geltung zu verschaffen.

Somit wird die Belagerung von Sebastopol aufge-  
hoben und nur das türkische Corps unter Omer Pasha,  
welches in der Verteidigung von Schanzwerthen Pro-  
ben von Tapferkeit abgelegt, zur Bewachung Sebasto-  
pols zurückbleiben; ihm wird das sardinische Corps bei-  
gegeben.  
Sobald die nöthigen Verstärkungen anlangen, wird  
der Feldzug gegen Sebastopol eröffnet.  
So weit die bonapartistische Presse.

Unsere Briefe aus der Krimm, wenn auch nur bis  
zum 19. April reichend, stellen die Armee als gänzlich  
unfähig dar, einen wirksamen Feldzug in der Krimm zu  
eröffnen. Die alte Klage wird wiederholt: es fehlt an  
Kavallerie, an Feldgeschützen und ihrer Bespannung.  
Ohne diese Mittel ist ein Feldzug unmöglich.

Die Russen haben die Seite von Inkermann, die  
Höhen von Balaklava, die Straße nach Batkhi-Serai  
und den Belhel in einer Weise verschont, die einer  
neuen Festung gleich kommt.  
Sollte die französische Regierung in der That beab-  
sichtigen, alle von den Generalen geforderten Verstär-  
kungen an Soldaten, Geschützen und Pferden zu senden,  
so würde der Transport mindestens zwei Monate in  
Anspruch nehmen. In zwei Monaten ist die Regenzeit  
eingetreten. Während dieser Zeit wird die Armee von  
Fiebern verzehrt und die Cholera schreitet bereits von  
Neuem durch die Reihen der gebrochenen, den Drang-  
salen des Winters halb unterlegenen Soldaten.

Man spricht von einem Feldzuge in Bessarabien und  
soll dem Habsburger die Dinstole auf die Brust gesteckt  
haben, um den Feldzug mitzumachen. Auf unserer Börse  
ging sogar das Gerücht, daß Osterreich an Rußland be-  
reits den Krieg erklärt und die russischen Gesandten in  
Wien ihre Pässe gefordert haben.  
Derlei ist mit Vorstich aufzunehmen (hat sich auch  
nach den neuesten Nachrichten nicht bestätigt).

(Aus dem „Corrar“).  
**Die Lesnichte.**

Da gegenwärtig so viel über Weisnichte, Sagnichte,  
Thunichte und andere nihilistische Größen gesprochen  
und geschrieben wird, so wollen wir auch einmal einer  
ganz besondern und zahlreichen Klasse von „Nichten“  
Erwähnung thun, nämlich der „Lesnichte.“ Diese In-  
dividuen sind mit den Weisnichten und Sagnichten  
nahe verwandt, denn weil sie nichts lesen, wissen sie auch  
nichts und können auch nichts Ordentliches sagen. Ihr  
Orden ist über das ganze Land und besonders unter  
den Deutschen verbreitet, wie sämmtliche Nebacture  
werden bezogen können. Sie unterscheiden sich aber  
von den Sagnichten dadurch, daß sie trotz ihres Nichts-  
lesens sehr viel sagen und ungeheuer schwadroniren und  
kritisiren über das, was sie nicht gesehen haben. Die  
Lesnichte zerfallen in zwei Abtheilungen; die erste um-  
faßt die vornehmen Lesnichte, die schon Alles wissen,  
was im Himmel und auf Erden sich ereignet hat, und  
die andere Abtheilung die faulen und dummen Les-  
nichte, die zu bequem sind, um Etwas zu lesen, aber zu  
dumm, um die Vortheile des Lesens zu begreifen.

Die vornehmen Lesnichte sind eine ganz schreckliche  
Klasse von Menschen und ein wahrer Hemmschuh am  
Wagen der Cultur. Sie haben gewöhnlich in früheren  
Zeiten ein paar Encyclopädeen gelesen und besitzen in  
der Regel ein Conversationslexicon als Quelle und Er-  
gänzung ihres fragmentarischen Wissens. In Deutsch-  
land würden sie vielleicht noch etwas gelesen und gelernt  
haben; hier in Amerika aber halten sie es für überflüs-  
sig, den kleinen Vorrath früher angelernter Weisheit zu  
vermehrten. Sie glauben genug zu wissen und lesen da-  
her nichts weiter mehr, als etwa ein Neugierblätter.  
Tragt man einen solchen allwissenden Lesnichts z. B.:  
Haben Sie Feuerbach gelesen? so wird er antworten:  
Ich habe einmal angefangen, das Wesen des Christen-  
thums zu lesen, aber mein Gott, das Zeug ist so bekann-  
t, daß es nicht nöthig ist, darüber weitere Zeit zu ver-  
lieren; daß das Christenthum antiquirt ist, wissen wir  
schon längst. Aber wahrscheinlich haben sie den ewigen  
Juden von Sue gelesen? Nein; die Sage vom ewigen  
Juden hat mir immer mißfallen; ich liebe das Wirk-  
liche, aber keine Märchen.

Dann wird sie der realistische Götze sehr angepro-  
chen haben? Ach dieser Götze, der wird überschätzt;  
es ist auch nichts mit ihm und er hat viel überschwen-  
liches Zeug geschrieben, was Einem gar nichts nügen  
kann, z. B. den Faust.

Ah, die Nüchternheitstheorie bestimmt Ihre Lectüre?  
Da werden Sie jedenfalls Schleben und Maleschott  
gelesen haben, die von dem zunächst Nüchlichsten schrieb?  
Wissen Sie, mein Herr, diese Leute sind Alergelehrte,  
die Alles wissen wollen und nichts wissen. Ich mag den  
Kram nicht lesen. Es ist überhaupt eine große Noth,  
um eine gute Lectüre; man findet gar nichts, was zu-  
gleich auf der Höhe der Zeit steht.  
Da fällt mir etwas ein, was ich Ihnen dringend em-  
pfehle (Siehe Fortsetzung auf der 4ten Seite.)